Alfred Paul Schmidt,

DIESE WEITE WELT

Streifzüge eines Denkschäfers

edition keiper

edition keiper auf Social Media:

facebook.com/editionkeiper

instagram.com/edition_keiper/

youtube.com/editionkeiper

E-Mail-Newsletter abonnieren und Sie bleiben über Neuerscheinungen und Veranstaltungen **informiert**!

Einfach QR-Code scannen!

edition keiper
textzentrum graz
Puchstraße 17
A-8020 Graz

www.editionkeiper.at
www.textzentrum.at

T: + 43 316 26 92 98
F: + 43 316 26 92 99

office@editionkeiper.at
gpsr@editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2025
literatur nr. 165
1. Auflage September 2025
Alle Rechte vorbehalten!

Coverbild: AdobeStock
Covergestaltung: Karin Kröpfl
Layout und Satz: textzentrum graz

Koordination Druck: EVERGREEN Media Kft.
Gedruckt in der EU.

ISBN 978-3-3-903575-56-1

Das Land Steiermark
Kultur, Europa, Sport

GRAZ

Alfred Paul Schmidt

DIESE WEITE WELT

Streifzüge eines Denkschäfers

1

Mein Name ist Christian Leitner, ich bin siebenundvierzig und ein Schriftsteller, der durch etwas Nachdenken, windungsreich verstreut über mehrere Jahre, zur Überzeugung gelangt ist, die Herkunft eines Menschen, wer seine Eltern sind oder waren, spielt keine Rolle für die Weise, wie er durchs Leben geht, das widerspruchslos erduldet, dass unsere jeweilige Anfertigung vom reinen Zufall bestimmt wird, ebenso wie die häufige, zumindest teilweise wiederkehrende Wesensgleichheit der Töchter und Söhne mit ihren Eltern, Großeltern und so weiter ein Zufall ist, den das Leben, freundlichkeitsgierig wie es ist, als eine im Großen und Ganzen günstige Erscheinung zu schätzen weiß.

Welche Farbe die Haut eines Menschen hat, weiß, gelb, braun oder schwarz, besagt, was seine Artung angeht, auch nicht allzu viel, da man jeder wie auch immer gearteten Farbe die Mentalität einer anderen angewöhnen kann, verpflanzt man das Menschenkind, je früher umso besser, farbgenetisch gesehen, sagen wir, von Simbabwe nach Spitzbergen. Ein schlagender Beweis für diese Tatsache ist ein tiefschwarzer Präsident der vor Kurzem pleite gegangenen Credit Suisse, ein ansehnlicher Hüne, der bis in die feinsten Haarspitzen von derselben Korruptheit und Unfähigkeit wie seine in die Schweizer Ehrbarkeit eingeborenen weißen Vorgänger war. Kurzum, durch die eben dargelegten Gründe, dass die Herkunft eines Menschen kein Gewicht hat, sondern eine Gabe aus blinder Hand, hoffe ich, nachvollziehbar gemacht zu haben, dass ich, um keine falschen Quellen meines Schreibens zu suggerieren, in diesem Roman verschweige, wer und was meine unmittelbaren Vorderen waren. Und falls Sie, liebe Leserin, lieber Leser, mei-

ne Sicht auf den Zufall anregend finden, später mehr über ihn, der nicht nur Schöpfer und Gestalter von Menschen ist, sondern von allem, was es gibt.

Der Krieg Putins gegen die Ukraine war noch keine vier Monate alt, und wie das so ist in einer eiligen Zeit, das Grauenhafte dieses Mordwesens versank bereits breitflächig im mitteleuropäischen Unterbewusstsein, eine morbide Grundlage für eine beträchtliche Menge von Einwohnern, die sich das Leben, gequält von der wachsenden Teuerung, kaum mehr leisten konnten, eine Plage, die von einer nicht weniger umfangreichen Menge nur milde geteilt wurde, die sich hochpreisige Skiurlaube gönnen konnte, als Empörungsgenuss gewisse Schwierigkeiten mit dem Flugverkehr hatte, nicht weil er immens mehr kostete als vor dem Krieg, sondern weil das Flugpersonal umwillen erhöhter Dotierungen großen Gefallen an der Arbeitsniederlegung hatte, ohne auf wirklich armselig entlohnte Werker, wie zum Beispiel die Hausreiniger, als Vorbild zu wirken. Während also in der Ukraine vehement massakriert wurde, schien an einem dieser Tage hierzulande die Sonne, der Himmel war blau, man gab vierundzwanzig Grad Celsius, und ich, zu Depressionen neigend, war dem Wetter zuliebe fröhlich und traf am Alten Hegel, dem Zentrum der schönen Stadt Schenn, eine junge Frau namens Daniela Kreuzwirth, die zum Milieu einiger Gasthäuser zählte, in denen ich gerne nächtliche Einkehr hielt.

»Servus, Daniela«, schmiegte ich meine Wangen dem Ritus entsprechend auf die ihren und entschuldigte mich für diese ungewohnte Zutraulichkeit mit einer Miene, die mich selbst überraschte.

»Was ist so lustig«, zeigte sie auf mein Gesicht, »dass Sie wie ein Hutschpferd …?«

»Ich hab gerade ein seltsames Erlebnis gehabt.«

»Ich höre!«

»Vor etwas mehr als einer Viertelstunde ist mir am Hauptplatz der Helmut Bengö über den Weg gelaufen, er lebt zwar in Wien, aber offenbar hat er hier zu tun, was, danach hab ich nicht gefragt, ich bin kein investigativer Typ.«

»Helmut Bengö«, sagte Daniela, »ist das der, der die wöchentliche Nonsens-Show ›Superkrank, alle Tage‹ fürs Fernsehen schreibt? Ein ziemlicher Blödsinn, aber muss auch wer machen, kommt gut an.«

»Sehr einsichtsvoll. Jedenfalls kommt vom Bengö nach der Begrüßung mit Händedruck ein ›Na, wenigstens einmal ein angenehmer Geruch nach Bier!‹«

»Hat er Ihr Odeur gemeint, Sie duften nämlich ganz eindeutig nach einigen Seideln, aber mich stört das nicht, im Gegenteil, es freut mich. Biertrinker denken wie gutmütige Flüsse. Aber warum war der Mann von Ihrer Abduftung so angenehm berührt?«

»Weil er und seine Frau nach siebenjähriger Ehe schon vier Mädchen haben und denken, es ist genug, deshalb hat er sich sterilisieren lassen, der Fachbegriff heißt Vasektomie, da er seiner Frau das permanente Versiegeln ihrer Fruchtbarkeit nicht zumuten will.«

»Das find ich vornehm. Vielleicht sollte ich seine Nonsens-Show doch nicht für einen völligen Stumpfsinn halten, aber schwerfällig wie ich bin begreife ich trotzdem nicht den Zusammenhang zwischen seiner Sterilisation und dem Faktum, dass ihm Ihr Biermiasma eine Annehmlichkeit war.«

»Ganz einfach«, sagte ich, »der Vater vom Bengö ist Bierführer, und deshalb ist er von Kindheit an mit dem entsprechenden Genuss vertraut, aber aus medizinischen Gründen darf er nach seiner Operation, der er sich vor drei Wochen unterzogen hat, einen Monat lang keinen Alkohol in welcher Form auch immer zu sich nehmen.«

Nach dieser Mitteilung rückten wir übergangslos in ein gemeinsames Schweigen ein. Daniela schaute zu den Dächern einer der umliegenden Häuserfronten hoch, ich blickte fokuslos und unbewegt vor mich hin, umgeben von einer inneren Stille, der jeder Drang oder Puls, ihr zu entfliehen, fehlte, und als mir Daniela nach einer guten Minute, oder waren es mehrere, mit einem leichten Lächeln auf den geschlossenen, etwas blutarmen Lippen zunickte, bekannte ich freimütig, dass ich noch nie, soviel ich weiß, ein gemeinsames Schweigen derart unbelastet und sanft überrascht genossen habe. Das sei aber eigenartig, sagte Daniela, sie wisse nicht im Geringsten, wie sie dieselbe Erfahrung kommentieren soll, sie würde sie nur hoffnungslos zerreden.

»Dann, liebe Dame«, sagte ich, sie trug einen dunkelblauen, leicht schimmernden Faltenrock und dazu einen helleren Blazer, »dann dürfen Sie mich ruhig fragen, warum ich schon in der Mitte des Nachmittags die Kennmarke einer Trinkstätte des landläufigen Volks verbreite?«

»Gut, dann fühlen Sie sich von mir gefragt.«

Einige Schriftsteller, führte ich aus, mit denen ich gelegentlich Umgang habe, antworten, werden sie vom Feuilleton gefragt, wie sie es mit Alkohol halten, durch die Bank, dass sie in fröhlicher Runde gerne einen heben, manche bekennen: Leider allzu oft, aber beim Schreiben trinken sie niemals, vor allem weil sie seltsamerweise alle die Erfahrung gemacht haben, dass sich das Ergebnis ihrer Versuche, unter Einfluss von Alkohol zu arbeiten, als armseliger Stumpfsinn erwiesen hat. Nun ist es aber so: Man weiß von einigen äußerst verdienstvollen Persönlichkeiten aus Literatur und Philosophie, dass sie beim Verfassen ihrer Werke die Inspiration von Alkohol oder sogar Psychopharmaka zu Hilfe genommen haben, einen Beistand, zu dem sich solche Größen wie Faulkner, Hemingway, Joseph Roth, Malcolm Lowry, Dylan Thomas, Jean-Paul Sartre, Foucault ohne Weiteres bekannt haben, von Sokrates und seinen Freunden gar nicht zu reden. Selbst Thomas Mann, der heiter unverdrossen eine widerliche Welt ertrug, hat sich am Schreibtisch ein wenig Erleichterung verschrieben, pünktlich eine Halbe Bier pro Tag.

»Und an diesen Herrschaften orientieren Sie sich?«, lachte Daniela.

»Nur, was den Sprit betrifft, ansonsten ist mir die verdienstvolle Rolle des kleinen Lichts beschieden, ohne das die Großschriftsteller nicht erkennbar wären.«

»Guter Gedanke, der Idiot und das Genie sind im Grunde von gleichem Wert!«

»Sicher«, nickte ich erfreut, »sie beide sind eine Geburt von Mutter Natur, sie können nichts dafür, dass sie sind, wie sie sind, genauso wenig wie ich, dass mein Wesen mir empfohlen hat, mich beim Schreiben pro Sitzung durch drei Büchsen Budweiser beweglicher zu machen, mein Bewusstsein gleichsam in eine Trinkstube zu verwandeln, wo die Gedanken, sofern ihre Träger nicht stockbesoffen sind, einander freimütig, wohlwollend und einigermaßen unernst begegnen. Vor allem angstfrei.«

»Wie schön! Am Schreibtisch führen Sie gewissermaßen ein sorgloses Leben wie im Urlaub, wo man über den Tag verstreut immer wieder ein Gläschen zu sich nimmt.«

»So ist es. Selbst wenn ich mich mit abscheulichen, zermürbenden oder grausamen Dingen beschäftige, bewege ich mich in einem erträglichen Milieu, dem die letzte Tödlichkeit fehlt, dem in aller Heimlichkeit sogar eine gewisse Versöhnlichkeit unterbreitet ist. Der Nachteil, geprägt von einer beherrschbaren Bangigkeit, ist der, dass ich mich nach Erledigung meines Pensums mit einer vierten Büchse belohne, wodurch mich der

pure Leichtsinn erfasst, der sich auf den Weg zu einer weniger virtuellen Geselligkeit macht, heute zum Beispiel ins Gasthaus Neger.«

»Das ist wirklich ein erstaunlicher Ort«, sagte sie. »Was da alles zusammenkommt, Ärzte, Uniprofessoren, Beamte, Kleinadel, Briefträger, Schnorrer, Maler, Schriftsteller, Alkoholiker, im Nebenberuf Bezirksrichter, Exirrenhauspatienten und, zugespitzt gesagt, alle, ich weiß nicht, wie ich sagen soll?«

»Zugespitzt gesagt, alle halten den Nachbarn für eine andere Ausgabe von sich selber, deswegen zieht's mich auch dorthin.«

»Dann lassen Sie sich nicht aufhalten! Viel Vergnügen!«

»Herzlichen Dank! Man sieht sich?«

»Höchstwahrscheinlich.«

Gedankenlos meinem Ziel ein paar Gassen weiter entgegenwandernd, erblickte ich auf der Titelseite einer Zeitung, sie lag am Boden, die Schlagzeile: Mutter stirbt bei Rettung ihres Kindes. Im Weiterlesen erfuhr ich, dass die Mutter, sie hatte ihr Kind mit bloßen Händen einem Lawinengrab entrissen, den Tod durch Entkräftung erlitten hat. Mit meiner Gedankenlosigkeit war es vorbei. Ich fragte mich, welche Seelenregung steht hinter der Mutterliebe? Nach einer peripatetischen Viertelstunde hatte ich die Antwort: Das Wunder der Geburt eines Kindes, von dem Frauen gerne sprechen, besteht darin, dass sie von sich selbst befreit werden, ihr Leben ist fortan das Kind. Ganz hört das nie auf. Die menschliche Solidarität ist ein Abkömmling dieser psychischen Konstante, deshalb sagt man seit Längerem schon, die Zukunft wird weiblich sein, und was den Mann betrifft, so wird er, um auch in Hinkunft auf Frauen zu wirken, sich ebenso elegant wie ritterlich geben und in nicht geringem Maß damit beschäftigt sein, die Frauen zu lieben und zum Lachen zu bringen. *My sweet lady Jane, your servant I am.*

In einer Gasse um die Ecke sah ich eine Frau, die aussah wie Greta Garbo, über die Straße eilen und im Eingang eines Zinshauses verschwinden, aus dem wenige Augenblicke später eine Frau, die ebenfalls aussah wie Greta Garbo, von Rotkreuzmännern herausgetragen und in einen bereitstehenden Rettungswagen hineingeschoben wurde, der sich sofort mit seiner Fracht in Bewegung setzte. Obwohl mir klar war – eine Halluzination ist für die meisten Einwohner ein bedeutendes Ereignis, das sie nicht missen möchten, es lässt sich gut erzählen –, hatte ich keine Lust, mich mit dem Wesen dieser Nation zu beschäftigen, stattdessen befasste ich mich mit dem Diktum Gustav Flauberts: Es gibt keine Wahrheit, sondern nur verschiedene Ansichten. Wenn dem so ist, was ich recht sympathisch fand, sollte man den Begriff der Wahrheit dennoch nicht in toto fallen lassen, im Zusammenhang mit der Lüge leistet er einen unverzichtbaren Dienst. Läuft einem jedoch eine Ansicht über den Weg oder bildet man selber eine, sollte man, ehe man sich ihrer bedient, stets prüfen, ob sie das Leben der Menschen insgesamt einer Besserung zuführt.

Das Gasthaus Neger, ein Raum mit Schank und drei massigen Tischen, erfreute sich, als ich die Stube betrat, des Besuchs von etwa zehn Männern und einigen Frauen, die sich alle im Durcheinander eines bauschig tönenden Palavers bewegten, an dessen Erzeugung, wie ich gleich sah, meine engeren Freunde, Gert Sommer und Heinz Rendi, derart heftig beteiligt waren, dass ich beschloss, mich mit einem Glas Sekt, das mir Herr Neger, er operierte hinter der Schank, ungefragt überreichte, bei Karli Mahr niederzulassen, der vor einem Bier allein an der Stirnseite eines Tisches saß und mich mit der Frage: »Was gibt's Neues« begrüßte.

»Interessiert dich der Unterschied zwischen Mitleid und Mitgefühl?«

»Selbstverständlich, bei einem Glas Bier interessiert mich alles.«

»Vorgestern«, sagte ich, »wie ich einem Bettler was gegeben hab, bin ich endlich draufgekommen. Mitleid wird vom Wunsch nach Dominanz geleitet, deshalb lehnt diese der Bemitleidete ab, er kann oder er will sich selber helfen; Mitgefühl aber, und das ist der Unterschied, strebt nach Gleichheit zwischen dem, der mit dem Elend des anderen mitfühlt, und dem, auf den dieses Gefühl gerichtet ist. Man gibt dem Armen, der sich selber nicht helfen kann; dadurch, das ist der Sinn des Vorgangs, nähert man sich der Gleichheit zwischen Geben und Nehmen an, also zwischen dem, der gibt, und dem, der nimmt. Beide beschenken einander, der Gebende ebenso wie der Nehmende.«

»Das Leben ist halt kompliziert, aber schön ist es auch.«

»Mir will es scheinen«, sagte ich, »das Leben ist deswegen schön, weil es kompliziert ist. Das Entwirren des Komplizierten, das Klären seiner Herkunft aus dem Einfachen ist schuld am Vergnügen des Verstandes. Denker sind lustige Vögel, wenn nicht, dann ist es mit ihrem Denken oha.«

Karli Mahr bestärkte sein Nicken mit einem zustimmenden Schluck.

»Mir ist aufgefallen«, sagte ich nach einem dieser demütigenden Blicke von unten nach oben, mit denen man sich im Vorhinein für das entschuldigt, was man sagen wird, »jedenfalls hab ich bemerkt, dass du kaum was sagst, wenn man mit dir spricht, aber scheinbar hörst du gerne zu?«

»Das stimmt. Die Leute haben gern Zuhörer; der Zuhörer, hab ich irgendwo gelesen, ist genauso schwierig zu kriegen wie gutes Personal, und deswegen hab ich mich irgendwann für die Rolle des Zuhörers entschlossen. Ich kann nicht anders. Ich kann nicht schreiben, malen oder musizieren, ich hab kein

Talent für Sprachen, Mathematik oder Sport, ich bin nicht einmal fleißig oder ein Arschkriecher; allerdings mit einem elektrischen Dreirad in einer ebenen Vorstadt herumfahren und Post zustellen, das macht mir Spaß. Also, wenn du mir noch was zu erzählen hast, ich bin ganz Ohr. Ohne Erzähler ist der Zuhörer nämlich nichts.« Bei uns, eröffnete ich die gewünschte Nihilierung des erwähnten ›nichts‹, sie fiel mir naturgegeben leicht, bei uns in der schönen Stadt Schenn stehe man eigentlich ganz gut da, gehöre man zu jenen Wählern, die sich nach einer solidarischen Gesellschaft sehnen, welche, seit die Kommunisten, geführt von Elke Kahr, bei uns am Ruder sind und allmählich Fahrt aufnehmen, die bislang herrschende Mentalität eines stumpfsinnigen Egoismus merklich zurückzudrängen, zwar noch nicht klimatisch spürbar, aber dafür zählbar, was heutzutage doch einiges Gewicht hat. Hat Elke Kahr, liebe Leserin, lieber Leser, mit ihrem Kommunismus die Wahl vor einem Jahr mit neunundzwanzig Prozent gewonnen, so ist mittlerweile die Zustimmung, wie ich persönlich von einem Radiojournalisten erfahren habe, auf beachtliche sechsunddreißig Prozent angewachsen, man sei aber nicht gewillt, dieses Ergebnis einer parteieigenen Umfrage an die große Glocke zu hängen, vielmehr setze man auf die stille Weitergabe von einem Mund zum anderen Ohr.

»Super«, liftete Karli Mahr ein wenig die Augenbrauen.

Ja, fuhr ich fort, Schenn an der Schenn sei nun einmal eine außergewöhnliche Stadt. So gab es hier in der Zeit des Austrofaschismus die meisten illegalen Nazis Österreichs, weswegen die Stadt, als sich das Volk Hitler in die Arme geworfen, den Titel »Stadt der Volkserhebung« erhielt. Und nach dem Krieg, der mit Bomben und Granaten verloren wurde, begeisterten sich die jungen Musiker der Stadt und ihr studentisches Publikum für die Musik der amerikanischen Sieger und verachteten

den deutschen Schlager, das dröge Tralala der Verlierer, sodass sich in den Sechzigern des vorigen Jahrhunderts die schöne Stadt Schenn bald mit dem Titel »Jazzhauptstadt Österreichs« schmücken durfte. In den Siebzigern wiederum fuhren einige Schriftsteller, sie veröffentlichten in den *Manuskripten*, einer radikalen Avantgardezeitschrift, Erfolge ein, gekennzeichnet durch den Nimbus des Phantastischen, weil es den Burschen gelungen war, Anklang in den Medien des großen Bruders zu erlangen, was zur Folge hatte, dass der Stadt für kurze Zeit der Titel »Literaturhauptstadt des deutschen Sprachraums« verliehen wurde.

»Prost«, sagte Karli Mahr, worauf wir beide tranken, er einen Schluck Bier, ich leerte mein Glas Sekt und holte mir an der Schank ein neues ab.

Als ich zurückkam, sagte ich, jetzt wäre ein neuer Titel fällig. Nachdem die Kommunisten die Stadt regierten, könnte man sich mit Recht »Hauptstadt des Kommunismus deutscher Zunge« nennen.

»Kurzum«, schloss ich, »Schenn ist eine närrische Stadt, nicht so ohne Weiteres berechenbar.«

»Aber warum?«

Der gegenwärtige Stand meiner Überlegungen in diesem Bezug, sagte ich, sei der, dass ich mein Nachdenken über diese Frage von der Überzeugung, die allgemeine Zustimmung genießt, leiten ließ, wonach die Landschaft einen bestimmenden Einfluss auf die Mentalität seiner Bewohner hat, die in Schenn aus einer weit hingebreiteten Ebene, teilweise von mittelhohen Bergrücken eingerahmt, besteht, in deren Mitte sich der Schlossberg befindet, eine gleichsam mutwillige hundert Meter hohe Ausstülpung des Flachlandes, die sich in dem als mehrheitlich geglätteten Wesen der Bevölkerung als eine geheime Mahnung eingenistet hat, von Zeit zu Zeit über sich

hinauszuschnellen, auf eine Weise, das der nahen und fernen Mitwelt jenes Kopfschütteln abnötigt, das in der Regel von verblüffender Verhaltensabweichung verursacht wird.

»Eine interessante, aber schon etwas gewöhnungsbedürftige Ansage.«

»Natürlich! Aber was glaubst du, was mit der grandiosen Fähigkeit des Menschen, sich an alles zu gewöhnen, los wäre, wenn sie nicht hie und da aufs Schärfste herausgefordert wird?«

»Hört sich nicht ganz unvernünftig an.«

Selbstverständlich, fuhr ich fort, würden die Leute die Enthüllung, sie hätten aufgrund eines unbewussten Befehls ihres kollektiven Charakters kommunistisch gewählt, als absoluten Hirnriss bezeichnen, sie würden vielmehr darauf bestehen, sie hätten die KPÖ angekreuzt, weil sie die verheerende Baupolitik des abgewählten Bürgermeistes den letzten Nerv gekostet habe, weil ihnen die ununterbrochene Bodenversiegelung und Grünvernichtung innerhalb des Stadtgebiets unerträglich geworden sei ebenso wie, damit zusammenhängend, die ständig aufgerissenen Straßen.

An dieser Stelle kam Gert Sommer, mein ältester Freund, ein großer Bursche, an den Tisch, und bat, kurz stören zu dürfen, er müsse sich zum Ladurner begeben, er sei dort mit Svenja verabredet, ich möge mich, wenn's möglich sei, in einiger Bälde ebenfalls dort einfinden, eine für ihn wichtige Unterredung mit mir sei der Grund.

»Ist okay«, sagte ich, »worum geht's und wer bitte ist Svenja?«

»Das wirst du beides beim Ladurner erfahren, ich will nicht weiter lästig sein und außerdem«, er schaute auf seine Uhr, »hab ich höchste Eisenbahn.« Damit schwirrte er ab, nicht ohne eilig mit einem »Danke« Karli Mahr auf die Schulter geklopft zu haben.

»Entschuldige«, wandte ich mich an Karli Mahr, nachdem wir unsere Gläser wieder auf den Tisch gestellt hatten, allerdings ohne einen Schluck genommen zu haben. Auch eine Einigkeit, dachte ich.

»Kein Problem, ich höre allem gerne zu, was es zu hören gibt. Aber ich hab das Gefühl, du wolltest mir noch was sagen?«

Ich nickte mit dem berühmten Blick des Menschen, der die Orientierung verloren hat. »Wo bin ich stehengeblieben? Ach ja! Wenn die Leute wirklich den Umweltschutz im Kopf gehabt hätten, hätten sie die Grünen und nicht die Kommunisten gewählt! Und warum hat man KPÖ gewählt«, half ich mir selber auf die Sprünge. »Weil die Bevölkerung zu einem knappen Drittel auf das unterschwellige Erwachen ihrer rebellischen Natur gehört hat, die den Menschen zuflüsterte, der bedingungslose Egoismus, die rücksichtslose Durchsetzung des eigenen Ichs, die seit einigen Dezennien als das Heil angesehen wurde, sei eine Sackgasse, führe zum Gefühl der Vergeblichkeit, zu Depressionen, Hass und Einsamkeit, zu Verzweiflung und letztlich zu Krankheit und vorzeitigem Tod. Zum Zweck der Regierungsbildung verbündeten sich die Grünen und eine kleine sozialistische Fraktion gleichsam als Wendehaltung mit den Kommunisten, die seit einigen Jahrzehnten als beharrlich wachsende Minderheit dem Stadtparlament angehörten, die ebenso beharrlich die Hälfte ihrer Mandatsgehälter in einen Fonds einzahlten, mit dem man eine unbürokratische und schnelle Armenhilfe finanzierte, die das urbane Publikum eindrucksvoll an die Tugend der Selbstlosigkeit erinnerte und ihm schließlich riet, sich versuchsweise umwillen eines freundlicheren, weniger geplagten Lebens von einem karitativ geprägten Stadtkommunismus regieren zu lassen. Mit dem Effekt, dass, übertrieben gesagt, urbi et orbi fassungslos sind, hören sie, dass Elke Kahr, die Bürgermeisterin von Schenn, von ihrem Gehalt,

es beträgt achttausenddreihundert Euro, lediglich zweitausend für sich aufwendet.«

»Großartig«, sagte Karli Mahr und nach einem Blick auf seine Uhr, »für mich ist es Zeit, ich muss nach Haus zu Weib und Kind, und danke schön für die, sagen wir, für die Unterweisung.«

»Ich hab zu danken fürs Zuhören, nur ein Kopf, der seine Gedanken mitteilt, kommt auf was Neues drauf, Denken ist wie das Züchten von Tauben, erst wenn man sie losfliegen lässt, finden sie den Weg zu anderen Tauben.«

»Das stimmt«, verabschiedete sich Karli Mahr mit Handschlag, »wenn ich heimkomme und meiner Frau erzähl, was ich alles gehört habe, kann es passieren, dass wir darüber vom Hundertsten ins Tausendste geraten.«

Als ich im Wohlgefühl leichter Trunkenheit an der Theke stand und auf mein drittes Glas Sekt wartete, Herr Neger hatte zu tun, suchte ich in meiner Erinnerung nach einer Erwägung, die ich Heinz Rendi, ich hatte vor, mich zu ihm zu setzen, unterbreiten könnte; gemäß unserer Abmachung, dass ich ihn, wann immer wir aufeinandertreffen, lediglich mit einem meiner vielen Gedanken konfrontieren durfte, da alles Intellektuelle seine Offenheit für Gefühlsregungen behindere, die als Um und Auf seine gegenstandsfreien Farbkompositionen bestimmten, die in der Tat sehr schön waren, die aber für einen Schulkollegen von Heinz, einen Kritiker der Gelben Zeitung, für die ich ab und zu Lebensbetrachtungen schrieb, nicht mehr als anspruchsvolle Tapeten darstellten, eine Meinung, mit der ich Heinz, da sie nicht meine war, wohlweislich verschonte.

In meinem Gedächtnis tauchte, ohne ihn aufgerufen zu haben, Arnulf Rainer auf, der die hohen Preise für seine Bilder und für jene Malwerke von einiger Qualität, den Gegenständen des weltweiten Kunsthandels, insoferne rechtfertigte, als er

entschieden der Meinung war, allein hohe und höchste Geldwerte würden die Kunstwerke vor dem Gang alles Irdischen bewahren, vor dem Verrotten auf den pietätlosesten Friedhöfen der Welt, auf Müllhalden und anderen Unratswüsten. Für mich war schnell das blanke Gegenteil wahr. Es sind die Kunstwerke, die das Geld, vornehmlich das große Geld, vor der Totalität der Wahrheit – Geld verdirbt die Welt – beschützen, indem sie es dem Geld gestatten, als wäre es deren Erzeuger, die Welt mit ästhetischen Gegenständen, mit Schönheit und Erkenntnissen zu beglücken, mit Werken, deren Schöpfer uns an eine der edelsten Möglichkeiten der Gattung erinnern. Dasselbe gilt auch für die Baukunst, mit deren Hilfe die Mächtigen dieser Welt seit eh und je ihr erbeutetes Geld entsühnten, indem sie Schlösser und Städte gestalteten, die den Menschen Bewunderung abnötigten und ihnen den Sinn dafür einverleibten, dass das Leben durch ästhetische Umrahmung in die Höhe entwickelbar ist.

»Warum«, fragte mich Herr Neger, als er mir den gewünschten Sekt aushändigte, »warum stecken Sie in langen Jeans, wo doch die meisten Männer bei diesem Wetter Bermudas tragen?«

»Weil ich nicht will, dass man meine Krampfadern sieht, ich bin eitel.«

»Eitel«, lachte Herr Neger, »eitel bin ich auch, aber mir isses wurscht, wie ich ausschau!«

Aus einem Grund, den ich aus Zeitmangel nicht nach seiner Herkunft befragen konnte, beschloss ich, bei Heinz Rendi Platz genommen, was ich über den Zusammenhang von Kunst und Geld ausgemacht habe, für mich zu behalten, stattdessen hielt ich es für angebracht, dem schönen Mann und Frauenschwarm einiges über Ästhetik zu verraten, Ansichten, die ihm, schätzte ich, willkommen sein müssten, da er von sich selber

sagte, leider sei er ein Ästhet, folglich könne er allem Hässlichen kaum etwas abgewinnen.

Nachdem er mich gefragt hatte, welchen Gedankenschmaus ich ihm heute anzubieten hätte, begann ich damit, dass der Mensch bekanntlich, Kleider machen Leute, von außen nach innen geformt wird. Die schönen Dinge, mit welchen man sich umgibt, schöne Literatur, die man liest, machen uns allmählich zu angenehmen Wesen, deren Umgangsformen nach der Formel ›Wie du mir, so ich dir‹ für die Vermehrung freundlicher und sogar großmütiger Naturen sorgen. Zur Ästhetik gehört auch Reinheit, sie signalisiert nicht ausschließlich Heuchelei, sondern überwiegend Lauterkeit und Ehrlichkeit, im Gegensatz zu Schmutz, heute vor allem als blödsinnige Werbung existent, der eine grobe Abträglichkeit des Kapitalismus darstellt. Kurzum, Ästhetik ist ein Prinzip, das dem Leben zu einem schönen Kleid verhilft, das den Kampf ums Überleben etwas milder macht; in Schönheit stirbt sich's leichter als in Hässlichkeit und Bitternis.

»Schon wieder?«, sagte Heinz zu einem rundlichen Schnorrer, »jetzt hab ich dir erst vergangene Woche einen Hunderter vermacht.«

»Ja schon«, sagte der Schnorrer, »für'n Umgang mit Flieder bin ich leider zu blöd, kein Hirn, was soll ich machen?«

»Dann wollen wir nicht so sein«, reichte Heinz dem Schnorrer einen Fünfziger. »Bedank dich bei meinem Freund, der hat mir grad erzählt: Ich bin ein großherziger Mensch.«

Auf dem Weg zur Trinkstube Ladurner in der Nähe vom Dom, der Bischofskirche der Diözese Südenhalt, klärte ich die klassizistischen Hauswände auf, sie erschienen mir etwas unterhaltungsbedürftig, dass mein Freund Heinz seine Großherzigkeit damit fütterte, er gab monatlich der Caritas dreihundert Euro, dass er der Lebensmensch einer nicht allzu ansehnlichen

Architektin war, die in der Bezirksstadt Neukarl ein florierendes Altbausanierungsbüro unterhielt. In näheren Kontakt bin ich mit Heinz, wir spielten dereinst in der Schülermannschaft eines A-Liga-Vereins, vor zwei Jahren gekommen, als er, ich stand nüchtern verloren am nächtlichen Hauptplatz, an mich herantrat und mich fragte: Was ist, machen wir Revolution?

»Wär nicht schlecht«, sagte ich, »aber gehen wir lieber einen heben.«

»Okay«, nickte er, »das ist sowieso die einzige Revolution, zu der wir fähig sind.«

Auf dieser Gesprächsebene, wir trafen uns so alle zwei Wochen beim Herrn Neger, kam es dazu, inzwischen kannte ich seine Arbeiten, dass er mich bat, beim Chef der städtisch finanzierten Kunstgalerie anzufragen, ob er für Heinz eine Möglichkeit sehe, eine Auswahl seiner Bilder der Öffentlichkeit, vor allem der Kritik zu präsentieren? Dieser Mann glich vom Aussehen her ein wenig Bertrand Russel, gab auch ein Literaturmagazin, gesponsert von einem Holzgrafen, heraus, war von den Bildern, die ich ihm zeigte, insoferne angetan, als er sie sofort als äußerst dicht gearbeitete, neoabstrakte Malerei klassifizierte, die für den Ausstellungskatalog nach einem Interpreten verlange, den ich seiner Schätzung nach, ich habe einiges in seinem Magazin veröffentlicht, gewiss abliefern könnte.

Die gewünschte Deutung der Bilder begann ich mit der Bestimmung des Sinns der abstrakten, der gegenstandslosen Malerei, den ich darin sah, dass der Betrachter die Freiheit hat, in den Bildern das zu sehen, was seinem eigenen Wesen entspricht, dem er durch Geduld auf die Spur kommt, indem er vor dem Bild verharrt, sich dem Spiel der Empfindungen überlässt, die sich in ihm durch die Begegnungen der unterschiedlichen Farben ereignen, und indem ihm die Gesten verschiedener Farbstriche und Wirbel erzählen, was er an Dynamik in

sich hat. Das Gesamtbild, erzielt von der Summe dieser Aktivitäten, verrät dem Betrachter zuletzt, was er, in welcher Stimmung er zur Zeit der Anwesenheit vor den Bildern ist.

Den speziellen Bildern meines Freundes bescheinigte ich, dass sie die beschriebenen Erkenntnisse dem Publikum durchgehend im Rahmen von Schönheit und Gelassenheit überreichen, da sie in lichten, oft durchscheinenden und heiteren Pastellfarben gehalten sind, deren Umgang miteinander behutsam ist, ineinander tastend, und die sich in Rhythmen begegnen, die fließend schneller und langsamer werden.

Der Erfolg der Ausstellung mit zwanzig Exponaten war, was den Verkauf anging, bescheiden, ein Schweizer Tourist erwarb ein Bild, die Kritik aber war nicht einmal in diesem Maß zustimmend, sondern blieb, die Lokalpresse betreffend, gänzlich aus, und aus dem fernen Wien mühte sich ein Rezensent einen Verriss ab, dem meine Interpretation der Werke als ein krankes Originalitätsgefasel auf den Wecker ging, das von den Bildern die substanzlose Behauptung aufstellte, sie seien Vehikel der Selbstfindung des Betrachters. Ein Gerede, wo man doch zur Genüge wisse, die abstrakte, die absolute Malerei, die Hauptströmung der Klassischen Moderne, sei durch völlige Ausschöpfung ihrer Möglichkeiten historisch und zur Domäne der Amateurmalerei geworden, deren Produkte, so sie Glück haben, Verwandten, Freunden und Bekannten als Geburtstagsgeschenke aufgenötigt werden.

Mit der Billigung Klaus Maria Brandauers, der im TV das Saufen, gerade achtzig geworden, für völlig schadlos erklärte, genehmigten wir uns einen Vollrausch, der unseren Misserfolg in die beglückendste Teilhabe am Elend dieser Welt verwandelte.

Wie der maßgeblichste aller Aufklärer, Herr Kant, ehedem festgelegt hat, ist ein Gegenstand ein Ding, von dem wir

nicht wissen, was es an sich ist; wie hingegen ein Wesen an sich beschaffen ist, so der Verehrte, können wir nur von uns Menschen wissen. Gegen dieses Diktum erlaube ich mir einzuwenden, dass wir nur eine sehr ungefähre Ahnung, aber keinerlei Gewissheit haben, wer unser jeweiliges Ich ist, und dasselbe kann man, zuliebe eines freundlichen Umgangs mit ihnen, von allen möglichen Dingen sagen. Man weiß zwar nicht genau, wer sie sind, aber in unterschiedlichen Maßen sind sie doch eigenwillige Persönlichkeiten, die jenen Respekt verdienen, der ihnen bislang rücksichtslos verweigert wurde und der zur Verwüstung der Natur geführt hat, um deren verbliebene Ressourcen, wie von uns schamlos verdrängt wird, es unter den Völkern zu grausamen Kriegen kommen wird.

Sollten Sie, liebe Leserin, lieber Leser, mit mir, was die Würde der Dinge betrifft, übereinstimmen, wird es Sie nicht wundern, dass ich eine Erzählung keineswegs als ein Objekt von wunschloser Gleichgültigkeit verstehe, vielmehr kenne ich die meine, die Ihnen hier allerhand mitzuteilen hat, als eine dem Wesentlichen zugeneigte Natur, die es überflüssig findet, das Hin und Her zu schildern, wie es zwischen mir und Svenja, der neuen Freundin von Amigo Gert Sommer, einem schönen Mädchen von fünfundzwanzig, im Gasthaus Ladurner zu einem Gespräch gekommen ist, das irgendwann recht ungezwungen klang.

»Darf ich Sie fragen«, sagte ich, »warum Sie Ihre Haare gefärbt haben, oder täusche ich mich und das Platinblond, so sagt man doch, ist echt?«

»Ja, so sagt man, und gefärbt hab ich mir die Haare, weil mich ein früherer Freund darum gebeten hat, und seither bin ich dabei geblieben, aber genau weiß ich nicht warum. Wissen Sie es, man hat mir gesagt, Sie haben auf alles eine Antwort.«

»Ja, schon, meine Antworten sind aber meistens falsch.«

»Das macht nichts, die meisten Antworten müssen nicht richtig sein, sie müssen nur gefallen, also bitte!«

»Wenn Sie mir gestatten, denke ich, Sie färben sich die Haare, weil Sie in dunklen Zeiten, sie sind immer dunkel, einen Beitrag zu ihrer Aufhellung leisten wollen?«

»Nicht schlecht«, sagte Svenja nach einigem Nachdenken, »man hat mir gesagt, Sie leben allein, schon die längste Zeit. Warum?«

»Das sage ich nicht. Ich flirte zwar mit Ihnen, aber nicht so ernst, dass ich Sie meinem Freund abspenstig machen wollte, da hab ich eine grundsätzliche Hemmung.«

»Sie sind ein moralischer Mensch, ja?«

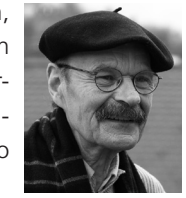
»Ab und zu, in erster Linie bin ich Trinker, um das zu rechtfertigen, bin ich Schriftsteller und dadurch notgedrungen moralisch infiziert.«

»Sie haben«, schaute mich das Mädchen aus dunklen Augen nachdenklich an, »Sie haben schöne angewachsene Ohrläppchen, sehr selten.«

»Nach Lavaters Physiognomik verweisen sie auf eine Verbrechernatur. Meine Mutter hat darüber gelacht.«

»Gratuliere.«

»Vielen Dank«, sagte ich. »Unser Gespräch klingt in meinen Ohren recht angenehm, deshalb möchte ich Ihnen doch verraten, warum ich allein lebe.« Was den Umgang mit Bettschätzen angeht, fuhr ich fort, halte ich mich an kurzlebige Begegnungen mit Frauen, deren Sinn nach Flüchtigkeit in diesem Belang mit dem meinen übereinstimmt. Schuld an meiner Alleinlebigkeit sei, dass ich, da ich als Erzähler gerade kein Leuchtturm bin, zu meinem Glück eine unwiderstehliche Neigung zum Denken entwickelt habe und dadurch zur Einsicht kam, als den tragfähigsten Bund der Menschen die Brüderlichkeit anzusehen, konkret, mich in einem Netz von engen und losen



Alfred Paul Schmidt, 1941 in Wien geboren, lebt in Graz. Neben zahlreichen Prosawerken verfasste er unter anderem Theaterstücke, Hörspiele und seit 1986 Drehbücher für ORF-Krimi-Serien wie »Tatort«, »Stockinger« oder »Soko Kitzbühel«.

Viele Preise, u. a. der Fernsehpreis der österreichischen Volksbildung für das Drehbuch zur Romanverfilmung von »Die Wasserfälle von Slunj« von Heimito von Doderer.

Alfred Paul Schmidt in der edition keiper:

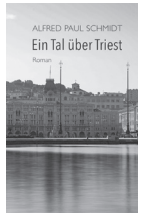
Das andere Gestern
Roman
180 Seiten, broschiert
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-9502761-2-1

Nachbar Tod
Kriminalroman
204 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-13-2

Das Buch der Schläfer
Kriminalroman
232 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-9503343-9-5

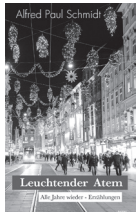
Im Überfluss klar daneben
Ein Klangkristall
110 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-28-6

Die Logik der Schatten
Aphorismen und Anekdoten
176 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-61-3

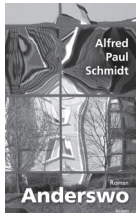


Ein Tal über Triest
Roman
210 Seiten, Pappband
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)
ISBN 978-3-903144-95-8

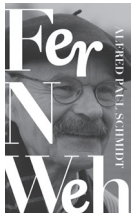
Aus dem Grenzenlosen komm ich mir entgegen
Roman
264 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-80-4



Leuchtender Atem - Alle Jahre wieder.
Erzählungen
144 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-03-3



Anderswo
Roman
210 Seiten, Pappband
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)
ISBN 978-3-903322-37-0



Fernweh
Roman
216 Seiten, Pappband
€ 24,00 (A) / 23,35 (D)
ISBN 978-3-903322-97-4